

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Der Pilger

[urn:nbn:de:bsz:31-339326](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339326)

hier auch noch probiren. Bescheiden schreitet sie auf die Herren zu, bringt mit bereiteten Worten ihr Anliegen, das sie gar schwer drückt, an den Mann und wird wohlwollend angehört. Da jedoch keine Ausnahme von der vorgeschriebenen Regel zu machen ist, so kann auch ihrer Bitte nicht willfahrt werden.

„Wißt Ihr denn nicht, liebe Frau,“ fragte der eine Offizier, der im Rang über den anderen zu stehen schien, — es soll ein badischer Prinz gewesen sein, — und lächelte dabei ganz gutmüthig, „daß wir leider in Kriegzeiten leben und daß da strenge Befehle gegeben werden müssen, über die man nicht springen darf, wenn sie einem noch so sehr im Wege stehen?“

„Ei, freilich weiß ich wohl, lieber Herr,“ entgegnete, gleich bedacht, die Wittwe, „anwerd ich kann ich mynere Kuch mit saure; die will ebbs je freße han!“

Diese fixe Antwort erregte allgemeine Heiterkeit und hatte für die sorgenvolle Eigenthümerin der hungernen Kuh die glückliche Folge, daß sie ausnahmsweise einen Erlaubnißschein erhielt zum Futterholen für ihr liebes Thier.

#### Der Pilger.

(Nachtrag.)

(Mit einer großen Abbildung.)

Im Kalender für 1871 hatte der Bote eine also betitelt, von Freundeshand ihm zugekommene Erzählung eingebracht, an deren Schlusse die Worte standen: „Sollte einer oder der andere der geehrten Kalenderleser fragen, wer der seltsame Mann gewesen, und warum er keinen Wein trinken wollte, so gedenkt's des Boien guter Freund in einem andern Jahrgang treulich zu erzählen.“

Solches thut denn jetzt, seinem Versprechen gemäß, der freundliche Sevattersmann, und wir wollen aufmerksam seiner Erzählung lauschen; sie führt uns in längst vergangene Tage zurück. Also, die Ohren geschaet, liebe Leser!

In der grauen, von Manchen hochgepriesenen Zeit des Mittelalters gab es Kaiser, Könige und Fürsten aller Art, wie heutzutage, nur mit dem Unterschiede, daß, wenn in unsern Tagen jede Nation sich bestrebt, zu einem großen Ganzen sich zu bilden, zersplitterten sich die mittelalterlichen Reiche in größere und kleinere Länderstrecken, deren Herren und Gebieter, Herzoge, Grafen oder Ritter genannt, mit beinahe unbeschränkter Macht und Gewalt in ihrem Besitz-

thum herrschten, und jeder von ihnen dabei schalten und walten konnte, wie er's eben für gut fand. Wohl band der Eid der Treue und des kriegerischen Gehorsams die geringeren Machthaber an die größeren, und diese wieder an Kaiser oder König. Die Eidpflichtigen wurden Vasallen genannt, und die über ihnen Stehenden, Lehnsherren.

So war Ritter Siegebert, dem ein kleiner, zehn Dörfer umfassender Landstrich oder Gau angehörte, der Vasall eines mächtigen Grafen, der jedoch frühe das Zeitliche gesegnet und alle seine Güter und Rechte seiner nun verwitweten Gattin, Blandina genannt, hinterlassen hatte. Diese, des Herrschens weniger kundig als der häuslichen Frauenarbeiten, denen dazumal die vornehmsten Damen oblagen, war recht froh und glücklich, dem Rathe und dem Schutze ihrer getreuen Lehnspflichtigen sich anzuvertrauen zu können.

Ritter Siegebert war menschenfreundlicher Natur, und daher auch mild und wohlwollend gegen seine Untertanen oder Leibeigenen. Gern und oft trat er in ihre ärmlichen Hütten, unterhielt sich freundlich mit ihnen auf dem Felde oder im Walde, oder wenn ein Frohdienst sie in's herrschaftliche Schloß rief, und allenthalben hieß man ihn den Vater der Bauern.

Die in tiefer Trauer um den frühverlorenen Ehegemahl versenkte Gräfin Blandina verließ höchst selten ihre Burg. Es fehlte keineswegs an Freiern, die gerne ihrem Wittwenstand ein Ende gemacht hätten, aber auch nicht an Feinden, denen es nach ihren reichen Gütern gelüstete. Ein solcher, Welfram mit Namen, faßte den bösen Plan, die fromme Wittib in ihrem Schloß heimtückisch zu überfallen und ihr durch Gewalt entweder ihre Hand oder einen großen Theil ihrer Besitzungen abzudringen. Der schlaue, räuberische Kumpan fand aber einen chronischen und tapfern Gegner an Ritter Siegebert, der, durch einen seiner Herrschaft treuergebenden Hirten eilends benachrichtigt von der drohenden Gefahr, sogleich mit seinen Knappen und Reifigen dem Feinde ungesäumt entgegenzog. Siegebert's unvermutheter Angriff war so tapfer und gut geleitet, daß Ritter Welfram's Mannen bald in die Flucht geschlagen und er selbst, schwer verwundet, gefangen genommen wurde.

Gräfin Blandina bezugte ihrem müthigen Beschützer und Retter den herzlichsten Dank. Sie wollte dann nur in ihrem Schlosse wohnen bleiben, wenn Ritter Siegebert in ihrer Nähe wollte, weswegen sie ihn einlad, recht oft auf Besuch zu

ihr zu kommen, oder auch sich zeitweilige Gastfreundschaft in seiner sichern und festen Burg erbat.

Im gräflichen Residenzschloß erschien baldweilen ein alter, geistlicher Herr, der ehrwürdige Abt des Klosters Sanct-Paul. Er war Blandina's Oheim und stand im Rufe großer Gelehrsamkeit und Frömmigkeit. Er bewies dem wackeren Ritter Siegebert die größte Achtung und Dankbarkeit für den seiner lieben Nichte geleisteten edelmüthigen Schutz und Schirm, und bat ihn, er möchte ihn doch recht bald mit einem Besuche in seinem Kloster erfreuen.

Siegebert nahm die freundliche Einladung an und traf bald die Vorkehrungen, um derselben zu entsprechen. Am Tage vor der Abreise jedoch erkrankte sein Schildknappe, und er ward genöthigt, nach einem andern treuen Begleiter sich umzuschauen. Ganz mißgestimmt ob dieses unangenehmen Vorfalles, durchschritt er den Burghof, als Gänther, einer seiner Leibeigenen, welchen der Vogt zu einem Frohdienst hatte rufen lassen, ihm begegnete.

Dieser Bauersmann Gänther war von schönem, kräftigem Wuchs und stand bei Siegebert in großen Gunsten, denn mit seinem stätlichen Aussehen vereinigte er auch klaren Verstand und viel Mutterwitz, was ihn vortheilhaft unter seinen Standesgenossen damaliger Zeit auszeichnete, deren Bildung noch nicht so weit vorangeschritten war wie heutzutage. Er konnte lesen und schreiben. Bei Gänthers Anblick schwand rasch Ritter Siegebert's düstre Laune.

„Ei, sieh da! Hier finde ich ja Kurts Stellvertreter!“ rief er erfreut. „Höre, Gänther, du sollst mit mir ziehen in's Kloster Sanct Paul; wir wollen dem frommen Herrn Abt einen Besuch abflattern. Kurt, mein getreuer Schildknappe, ist plötzlich krank gefallen, und du bist der Mann, um ihn zu ersetzen. Willst du?“

„Ich bin allezeit meines gestrengen und doch so gnädigen Herrn ergebener Diener,“ antwortete Gänther bereitwillig, „aber, aber — einen Edelknecht? Nein, den kann und vermag ich wohl nicht gehörig zu vertreten. Kriegsmann und Bauer reimt nicht zusammen!“

„Ei, warum denn nicht?“ erwiderte der Ritter. „Vielleicht, weil's dir an Helm und Panzer, an Schild und Schwert und Speer fehlt? Da kann Rath geschafft werden! Zuerst aber gehe gleich heim und begehre Urlaub auf etliche Tage von deiner Hausfrau, dann kommst du wieder zurück und wir siasstren dich ganz kriegerisch aus. Ich bin überzeugt, daß Niemand den

Bauersmann dir dann mehr ansehen wird.“

Und es geschah also. Gänther wurde zu einem recht stattlichen Schildknappen umgewandelt, schwang sich behend auf ein kräftiges, lustig wieherendes Streitross und ritt ganz proberlich dem Ritter nach. Glücklich gelangten sie in's Kloster und fanden freundliche, gastliche Aufnahme. Nach dem scharfen Ritt und des Tages Last und Hitze mundete ihnen daß der köstliche Klosterwein aus dem kühlen, wohlgeschickten Keller. Während sein guter Herr und Gebieter mit dem ehrwürdigen Abte sich höchst angenehm unterhielt, schaute Gänther sich nach Herzenslust im Kloster um, in welchem ein Laienbruder ihm gefällig zum Führer diente. Er sah die Kirche, die Kapellen, das Refektorium oder den Speisesaal, das Fremdenzimmer, die Zellen der Mönche, deren jede nur einen Strohsack, eine grobe Decke, ein Crucifix und eine Geißel zum Kostien enthielt, und endlich die Bibliothek. Seine Augen strahlten vor Freude, als er diese schöne, große Büchersammlung erblickte. Hastig griff er nach den Manuscripten, den geschriebenen Büchern, — denn gedruckte gab's dazumal noch nicht, — und vergaß über dem eifrigen Lesen Ort und Zeit, also daß ihn sein erlaunter Führer freundlich zum Rückzug mahnen mußte, was er nur ungern und mit schwerem Herzen that.

Durch den Laienbruder erfuhr der Abt, daß Ritter Siegebert's Begleiter ein gelehrter Mann sei und gar großes Wohlgefallen an der Klosterbibliothek bezeugt habe. Solches gefiel dem geistlichen Würdeträger; er ließ den vermeinten gelehrten Schildknappen vor sich kommen und unterhielt sich recht leutselig mit ihm.

„Meine Mönche,“ sagte der Abt, „geben sich wenig mit dieser weltlichen Weisheit ab, daher ich Euch von unsern Büchern zum Gebrauch anbieten konnte, wenn ich nur sicher wäre, daß Ihr uns dieselben wieder unverfehrt und unbeschadet zurückgeben würdet. Was sagt Ihr dazu, guter Freund?“

„Ihr würdet mich dadurch sehr glücklich machen, Herr Abt,“ rief Gänther hoch erfreut, und Ritter Siegebert bot sich als Bürgen an für die richtige und säuberliche Rückgabe der anvertrauten Bücher.

So durfte denn der lernbegierige Mann in die Bibliothek zurückkehren und nach Herzenslust eine Bücherlese halten in der reichen Sammlung.

Als die Stunde zur Heimreise gekommen war, ließ der Abt zwei große Schläuche mit vortrefflichem Klosterwein füllen, ein Maulthier damit beladen und beorderte einen Laienbruder, dieselb

hier auch noch probiren. Bescheiden schreitet sie auf die Herren zu, bringt mit berebeten Worten ihr Anliegen, das sie gar schwer drückt, an den Mann und wird wohlwollend angehört. Da jedoch keine Ausnahme von der vorgeschriebenen Regel zu machen ist, so kann auch ihrer Bitte nicht willfahrt werden.

„Wißt Ihr denn nicht, liebe Frau,“ fragte der eine Offizier, der im Rang über den anderen zu stehen schien, — es soll ein badischer Prinz gewesen sein, — und lächelte dabei ganz gutmüthig, „daß wir leider in Kriegszeiten leben und daß da strenge Befehle gegeben werden müssen, über die man nicht springen darf, wenn sie einem noch so sehr im Wege stehen?“

„Ei, freilich weiß ich das wohl, lieber Herr,“ entgegnete, gleich bedacht, die Wittwe, „anwerd ich kann ich mynere Kueh nit saauer; die will ebb's ze fresse han!“

Diese fixe Antwort erregte allgemeine Heiterkeit und hatte für die sorgenvolle Eigenthümerin der hungernen Kuh die glückliche Folge, daß sie ausnahmsweise einen Erlaubnißschein erhielt zum Futterholen für ihr liebes Thier.

### Der Pilger.

(Nachtrag.)

(Mit einer großen Abbildung.)

Im Kalender für 1871 hatte der Bote eine also betitelt, von Freundeshand ihm zugekommene Erzählung eingerückt, an deren Schlusse die Worte standen: „Sollte einer oder der andere der geneigten Kalenderleser fragen, wer der seltsame Mann gewesen, und warum er keinen Wein trinken wollte, so gedenkt's des Boten guter Freund in einem andern Jahrgang treulich zu erzählen.“

Solches thut denn jetzt, seinem Versprechen gemäß, der freundliche Gevatteremann, und wir wollen aufmerksam seiner Erzählung lauschen; sie führt uns in längst vergangene Tage zurück. Also, die Ohren geöffnet, liebe Leser!

In der grauen, von Manchen hochgepriesenen Zeit des Mittelalters gab es Kaiser, Könige und Fürsten aller Art, wie heutzutage, nur mit dem Unterschiede, daß, wenn in unsern Tagen jede Nation sich bestrebt, zu einem großen Ganzen sich zu bilden, zersplitterten sich die mittelalterlichen Reiche in größere und kleinere Länderstrecken, deren Herren und Gebieter, Herzoge, Grafen oder Ritter genannt, mit beinahe unbeschränkter Macht und Gewalt in ihrem Besitz-

thum herrschten, und jeder von ihnen daher schalten und walten konnte, wie er's eben für gut fand. Wohl band der Eid der Treue und des kriegerischen Gehorsams die geringeren Machthaber an die größeren, und diese wieder an Kaiser oder König. Die Eidspflichtigen wurden Vasallen genannt, und die über ihnen Stehenden, Lehnsherren.

So war Ritter Siegebert, dem ein kleiner, zehn Dörfer umfassender Landstrich oder Gau angehörte, der Vasall eines mächtigen Grafen, der jedoch frühe das Zeitliche gesegnet und alle seine Güter und Rechte seiner nun verwitweten Gattin, Blandina genannt, hinterlassen hatte. Diese, des Herrschens weniger kundig als der häuslichen Frauenarbeiten, denen dazumal die vornehmsten Damen oblagen, war recht froh und glücklich, dem Rathe und dem Schutze ihrer getreuen Lehnspflichtigen sich anvertrauen zu können.

Ritter Siegebert war menschenfreundlicher Natur, und daher auch mild und wohlwollend gegen seine Unterthanen oder Leibeigenen. Gern und oft trat er in ihre ärmlichen Hütten, unterhielt sich freundlich mit ihnen auf dem Felde oder im Walde, oder wenn ein Frohndienst sie in's herrschaftliche Schloß rief, und allenthalben hieß man ihn den Vater der Bauern.

Die in tiefer Trauer um den frühverlorenen Ehegemahl versenkte Gräfin Blandina verließ höchst selten ihre Burg. Es fehlte keineswegs an Freiern, die gerne ihrem Wittwenstand ein Ende gemacht hätten, aber auch nicht an Feinden, denen es nach ihren reichen Gütern gelüstete. Ein solcher, Wolfram mit Namen, faßte den bösen Plan, die fromme Wittib in ihrem Schloß heimtückisch zu überfallen und ihr durch Gewalt entweder ihre Hand oder einen großen Theil ihrer Besizungen abzudringen. Der schlaue, räuberische Kumpan fand aber einen ehrenfesten und tapfern Gegner an Ritter Siegebert, der, durch einen seiner Herrschaft treuergebenen Hirten eilends benachrichtigt von der drohenden Gefahr, sogleich mit seinen Knappen und Reissigen dem Feinde ungesäumt entgegengog. Siegebert's unvermutheter Angriff war so tapfer und gut geleitet, daß Ritter Wolfram's Mannen bald in die Flucht geschlagen und er selbst, schwer verwundet, gefangen genommen wurde.

Gräfin Blandina bezeugte ihrem muthigen Beschützer und Retter den herzlichsten Dank. Sie wollte dann nur in ihrem Schlosse wohnen bleiben, wenn Ritter Siegebert in ihrer Nähe weilte, weßwegen sie ihn einlud, recht oft auf Besuch zu

ihr zu kommen freundschaftlich bat.

Im grafen ein alter des Klosters Dheim und Frömmter Siegebertkeit für den muthigen E möchte ihn in seinem Klost

Siegebert und traf bei zu entsprech erkrankte sei thigt, nach unzufuhauer angenehmen hof, als Güt chen der Vo lassen, ihm

Dieser B nem, kräftig in großen C Aussehen ve viel Muttern nen Standes deren Bildun ten war wi schreiben. R Ritter Sieg

„Ei, sieh vertreter!“ sollst mit n wir wollen d abstatten. I ist pflöglich k um ihn zu e

„Ich bin so gnädigen Günther ber knecht? Ne nicht gehör Bauer reimt

„Ei, war ter.“ „Wille an Schild v kann Rath gleich heim von deiner S zurück und auß. Ich

ihr zu kommen, oder auch sich zeitweilige Gastfreundschaft in seiner sichern und festen Burg erbat.

Im gräflichen Residenzschloß erschien bisweilen ein alter, geistlicher Herr, der ehrwürdige Abt des Klosters Sanct-Paul. Er war Blandina's Oheim und stand im Rufe großer Gelehrsamkeit und Frömmigkeit. Er bewies dem wackeren Ritter Siegebert die größte Achtung und Dankbarkeit für den seiner lieben Nichte geleisteten edelmüthigen Schutz und Schirm, und bat ihn, er möchte ihn doch recht bald mit einem Besuche in seinem Kloster erfreuen.

Siegebert nahm die freundliche Einladung an und traf bald die Vorkehrungen, um derselben zu entsprechen. Am Tage vor der Abreise jedoch erkrankte sein Schildknappe, und er ward genöthigt, nach einem andern treuen Begleiter sich umzuschauen. Ganz mißgestimmt ob dieses unangenehmen Vorfalls, durchschritt er den Burghof, als Günther, einer seiner Leibeigenen, welchen der Vogt zu einem Frohndienst hatte rufen lassen, ihm begegnete.

Dieser Bauersmann Günther war von schönem, kräftigem Wuchs und stand bei Siegebert in großen Gunsten, denn mit seinem stattlichen Aussehen vereinigte er auch klaren Verstand und viel Mutterwitz, was ihn vortheilhaft unter seinen Standesgenossen damaliger Zeit auszeichnete, deren Bildung noch nicht so weit vorangeschritten war wie heutzutage. Er konnte lesen und schreiben. Bei Günthers Anblick schwand rasch Ritter Siegeberts düstre Laune.

„Ei, sieh da! Hier finde ich ja Kurts Stellvertreter!“ rief er erfreut. „Höre, Günther, du sollst mit mir ziehen in's Kloster Sanct Paul; wir wollen dem frommen Herrn Abt einen Besuch abstatten. Kurt, mein getreuer Schildknappe, ist plötzlich krank gefallen, und du bist der Mann, um ihn zu ersetzen. Willst du?“

„Ich bin allezeit meines gestrengen und doch so gnädigen Herrn ergebener Diener,“ antwortete Günther bereitwillig, „aber, aber — einen Edelknecht? Nein, den kann und vermag ich wohl nicht gehörig zu vertreten. Kriegsmann und Bauer reimt nicht zusammen!“

„Ei, warum denn nicht?“ erwiderte der Ritter. „Willest, weil's dir an Helm und Panzer, an Schild und Schwert und Speer fehlt? Da kann Rath geschafft werden! Zuerst aber gehe gleich heim und begehre Urlaub auf etliche Tage von deiner Hausfrau, dann kommst du wieder zurück und wir staffiren dich ganz kriegerisch aus. Ich bin überzeugt, daß Niemand den

Bauersmann dir dann mehr ansehen wird.“

Und es geschah also. Günther wurde zu einem recht stattlichen Schildknappen umgewandelt, schwang sich behend auf ein kräftiges, lustig wieherndes Streitross und ritt ganz prokerlich dem Ritter nach. Glückselig gelangten sie in's Kloster und fanden freundliche, gastliche Aufnahme. Nach dem scharfen Ritt und des Tages Last und Hitze mundete ihnen baß der köstliche Klosterwein aus dem kühlen, wohlgeschickten Keller. Während sein guter Herr und Gebieter mit dem ehrwürdigen Abte sich höchst angenehm unterhielt, schaute Günther sich nach Herzenslust im Kloster um, in welchem ein Laienbruder ihm gefällig zum Führer diente. Er sah die Kirche, die Kapellen, das Refektorium oder den Speisesaal, das Fremdenzimmer, die Zellen der Mönche, deren jede nur einen Strohsack, eine grobe Decke, ein Cruzifix und eine Geißel zum Rasfeien enthielt, und endlich die Bibliothek. Seine Augen strahlten vor Freude, als er diese schöne, große Bücherammlung erblickte. Hastig griff er nach den Manuscripten, den geschriebenen Büchern, — denn gedruckte gab's dazumal noch nicht, — und vergaß über dem eifrigen Lesen Ort und Zeit, also daß ihn sein erkaunter Führer freundlich zum Rückzug mahnen mußte, was er nur ungern und mit schwerem Herzen that.

Durch den Laienbruder erfuhr der Abt, daß Ritter Siegeberts Begleiter ein gelehrter Mann sei und gar großes Wohlgefallen an der Klosterbibliothek bezugt habe. Solches gefiel dem geistlichen Würdeträger; er ließ den vermeinten gelehrten Schildknappen vor sich kommen und unterhielt sich recht leutselig mit ihm.

„Meine Mönche,“ sagte der Abt, „geben sich wenig mit dieser weltlichen Weisheit ab, daher ich Euch von unsern Büchern zum Gebrauch anbieten könnte, wenn ich nur sicher wäre, daß Ihr uns dieselben wieder unverfehrt und unbeschadet zurückgeben würdet. Was sagt Ihr dazu, guter Freund?“

„Ihr würdet mich dadurch sehr glücklich machen, Herr Abt,“ rief Günther hoch erfreut, und Ritter Siegebert bot sich als Bürgen an für die richtige und saubere Rückgabe der anvertrauten Bücher.

So durfte denn der lernbegierige Mann in die Bibliothek zurückkehren und nach Herzenslust eine Bücherlese halten in der reichen Sammlung.

Als die Stunde zur Heimreise gekommen war, ließ der Abt zwei große Schläuche mit vortreflichem Klosterwein füllen, ein Maulthier damit beladen und beorderte einen Laienbruder, dieses

Geschenk dem Ritter nachzuführen auf seine Burg.

Die Heimreise war sehr vergnügt und heiter. Der gute Klosterwein, — der Wein erfreut ja des Menschen Herz, — hatte Siegebert und Günther sehr wohlgenüth gestimmt, und unter Lachen, Scherz und Gesang zogen sie dahin.

„Nun denn, Günther, reut's dich, daß du mich in's Kloster begleitet hast?“ fragte Siegebert launig. „Da hielt man dich zuerst für meinen Schildknappen, und dann gar für einen Gelehrten! Nu, bei meiner Ehre, was nicht ist, kann noch werden! Von heut an hast du keinen andern Frohndienst mehr zu verrichten, als die Bücher durchzustudiren und mich wider in's Kloster zu begleiten, wenn der Wein in den Schläuchen dahinten zur Reize geht.“

„Schön Dank, gnädiger Herr!“ sagte Günther erfreut. „Aber, nicht wahr, all die Bücher müssen doch nicht schon ausgelesen sein, wenn die Weinschläuche leer sind?“

„Ei bewahre!“ tröstete der Ritter; „die Frist möchte zu kurz sein, obwohl ich mit dem kostbaren Trank recht hauszuhalten gedenke.“

Von jetzt an begann eine neue Lebensweise in Günther's friedlichem Haushalt. Vom lästigen Frohndienste befreit, konnte er seine Zeit, sein Wirken und Streben, ganz seiner Familie widmen und die aus dem Kloster mitgebrachten Bücher benützen. Sein Söhnlein, der kleine Willibald, ein ungewöhnlich begabter und aufgeweckter Knabe, wurde ein fleißiger und aufmerksamer Schüler des gelehrten Landmannes, und da er sehr schnell und leicht begriff und ein besseres Gedächtniß hatte als sein Vater, so holte er ihn nicht nur bald an Kenntnissen ein, sondern übertraf ihn sogar.

Eines Tages machte der Abt dem Ritter Siegebert einen Gegenbesuch; auch er wollte einen Gelehrten zum Begleiter haben, und hatte darum den belesensten seiner Mönche mitgenommen. Das mit frischem Wein beladene Maulthier, unter Obhut eines Laienbruders, durfte auch nicht im Gefolge fehlen.

Der Ritter wurde freudig überrascht, als er hörte, wie Günther, der schlichte Bauersmann, dem gelehrten Mönch Rede stehen konnte und ihm Antwort geben auf die schwierigsten Fragen. Den lehrreichen Inhalt der Klosterbücher hatte er sich meisterhaft anzueignen gewußt, und die Herren konnten darob kaum von ihrem großen Erstaunen zurückkommen, und ertheilten ihm gern die Erlaubniß, mit in's Kloster zu reisen, um dort andere Bücher und Handschriften zu entlehnen. Der muntere Willibald durfte sein Be-

gleiter sein, was fürden lernbegierigen Knaben die größte Freude war.

Der gelehrte Mönch, — er hieß Bruder Anselmus, — und der schlichte Günther wurden während ihres Beisammenseins die besten und innigsten Freunde. Auch an dem gutgearteten Knaben hatte der Mönch großes Wohlgefallen, und nahm sich vor, ihn mit all' seiner Wissenschaft und Kunst bekannt und vertraut zu machen.

So geschah's denn in der Folge, daß in Siegebert's Schloß bisweilen ein Gedicht oder eine Geschichte früherer Heldenthaten vorgelesen oder gesungen wurde, deren Verfasser und Sänger bald Vater Günther, bald sein Knabe war. Ueberdieß spielte letzterer mit großer Fertigkeit die melodisch tönende Zither. Wenn, was manchmal geschah, fremde Ritter und Herren einen Besuch bei Siegebert machten, so gab es, ihnen zu Ehren, ein fröhlich Gelag, bei welchem dann Günther und Willibald nicht fehlen durften, denn ihre Kunstfertigkeit trug viel bei zur Erheiterung der fremden Gäste und fand allgemeinen Beifall.

Einer der fremden Ritter jedoch, ein alter Bekannter aus der Jugendzeit, mißbilligte die Herablassung, welche Siegebert seinen Unterthanen zu Theil werden ließ. „Ich verkehre niemals,“ sagte er stolz, „mit meinen Bauern; das mag der Schaffner oder der Burgvogt thun. Auch fürchten mich meine Unterthanen und verstecken sich, wenn sie mich nur von fern erblicken. Und so muß es auch sein, denn sie sind ja nicht unser's Gleichen.“

„Ich, für mein Theil,“ entgegnete Siegebert in ernstem Tone, „halte nicht daran, gefürchtet zu werden, es sei denn von meinen Feinden. Die wohlwollende Liebe beglückt, und darum begreife ich auch nicht, wie man selbst glücklich sein kann, wenn man nicht ebenfalls Andere beglückt. Das ist so meine Ansicht.“

„Alles schön und gut!“ lachte Ritter Bruno. „Die Meinen, die Glieder meiner Familie, zu beglücken, ist auch meine größte Angelegenheit. Aber mit den Leibeigenen ist's eine andere Sache! Mag der Bauer den Bauer beglücken; der Uebelige hat sich nichts darum zu bekümmern! Er steht himmelhoch über ihnen!“

„Wenn du der Meinung bist, Freund Bruno,“ sagte Siegebert ruhig und gelassen, „daß wir zu befehlen und die Leibeigenen zu gehorchen haben, so stimmen wir überein. Vergessen wir aber ja nicht, daß unsere Unterthanen vom nämlichen Zeuge sind wie wir, daß Leibeskraft und Gewandtheit ihnen nicht abgeht. Schau, mein Günther

hier und sein Junge sind ein Beweis, daß sie, den Geistesfähigkeiten nach, den Adelligen wenigstens ebenbürtig, wenn nicht gar überlegen sein können.“

„Halt an! was faselst du da?“ rief Bruno entrüstet. „Wäre mir dein Stammbaum nicht bekannt, der bis zu den Zeiten des Kaisers Karls des Großen hinaufreicht, so würde ich dich für einen Bauernabkömmling halten. Doch genug über dieses Kapitel! Ein Jeder hat halt seine Narrheit; ich liebe meine Falken und Jagdhunde vielleicht zu viel, gerade wie du deine Bauern.“

Für den Augenblick wurde dieser herbe Wortstreit lachend beendet, als aber später der Wein die Köpfe heiß gemacht, da kam's wieder zu Stichelreden und am Ende gar zu giftigen Worten und offenbaren Beleidigungen. Ritter Bruno verließ Siegebert's Burg mit der Drohung, daß er als Freund nicht mehr wiederkehren werde.

Eine Widerwärtigkeit kommt selten allein. Raum war der Erboste stürmisch fortgezogen, so erschien eilends ein Knappe und zeigte Siegebert an, daß es dem gefangenen Ritter Wolfram gelungen sei, durch List seinem Gewahrsam zu entinnen. Dieser gefährliche Feind, nachdem er wieder in seinem Raubneſte hauste, erfuhr mit böshafter Schadenfreude den Hader der beiden Freunde, und stellte Ritter Bruno gleich das verlockende Anerbieten, gemeinschaftliche Sache mit ihm zu machen, um blutige Rache zu nehmen an Siegebert.

Bald nahete sich das drohende Kriegewetter dem friedlichen Gebiete des Ritters, der jedoch auf seiner Huth war. Er hatte vor Allem den Versuch gemacht, Bruno's Ingrimm durch einen freundschaftlichen Brief zu besänftigen, doch dieser hatte dem Boten die schröckliche Antwort ertheilt: „Dein Herr mag sein Geschreibsel den Bauern zu lesen geben; das Schwert allein geizt dem Ritter!“

Hochmuth kommt vor dem Fall! Die Wahrheit dieses Spruchs bewährte sich wie immer, zugleich aber auch, daß die Liebe zu den Unterthanen eine zum Nutzen der Herren ausgestreute Saat sei. Siegebert's Leibeigenen waren bereit, für ihren milden Gebieter Gut und Blut aufzuopfern. Eilends trafen sie die nöthigen Anstalten, um alle Zugänge dem Fußvolk und der Reiterei zu erschweren; Waffen wurden vertheilt, Wachen aufgestellt und der heranrückende Feind mutbig erwartet. Bald auch zogen die Schaa ren herbei, aber wie ein Dieb in der Nacht, die Mordfackel bereit zum Sengen und Brennen. Es währte jedoch nicht lange, so waren Bruno und

Wolfram mit ihren Söldnern umzingelt und stürmisch angegriffen. Nach kurzem Gefecht suchten die Besiegten ihr Heil in der Flucht, doch Viele von ihnen wurden gefangen genommen. Günther, an der Spitze mehrerer Bauern, verfolgte die Fliehenden, als er zwei Ritter auf seinen lieben Herrn eindringen sah. Rasch kehrte er um zur Hülfe. Schon fiel der eine tödtlich getroffen vom Pferde, als der andere einen furchtbaren, verzweifelten Streich gegen Siegebert ausholte. Da stürzte sich Günther, schnell wie der Blitz, zwischen die Kämpfenden. Seine mit kräftigem Arm geschwungene Keule zerschmetterte den Helm des Gegners seines Gebieters, dessen gezücktes Schwert jedoch den wackeren Günther traf, der leblos niedersank zu Siegebert's Füßen.

Ein herzzerreißender Auftritt folgte nun! Als man den Erschlagenen die Visiere an den Helmen in die Höhe geschoben hatte, erkannte Siegebert zwar in dem einen den Raubritter Wolfram, aber auch in dem andern seinen ehemaligen Freund Bruno, mit dem er sich so gern veröhnt hätte. Und da lag auch todt der treue Günther, und neben ihm kniete der jammernde Sohn, und suchte vergebens noch eine Spur des Lebens in des Vaters entseeltem Körper. Siegebert war ganz niedergeschmettert! Was hätte er nicht alles dafür gegeben, wenn er Bruno und Günther wieder vom Tode hätte erretten können!

Nachdem der erste heftigste Schmerz sich gelegt hatte, sagte der gute Ritter zu Wilibald: „Aus Liebe zu mir hat dein Vater sich aufgeopfert. Wohlan, hinfort will ich Vaterstelle bei dir vertreten. Du sollst in meiner Burg wohnen und mich nicht mehr Herr, sondern Vater nennen.“ — Und an die rings um ihn sich scharenden Unterthanen sich wendend, dankte er ihnen für ihre Treue und für den geleisteten Beistand in harter Noth und Bedrängniß, und schätzte sich glücklich, solches einigermassen durch Schonung und Milde verdient zu haben. —

Aber ein Schleier tiefer Trauer und Bekümmerniß umzog von nun an Siegebert's edle Seele; niemals hörte man mehr ein heiteres, scherzendes Wort von ihm, wohl aber seufzte und klagte er oft schwer um den Verlust seiner geliebten Freunde.

Es dauerte nicht lange, da durchzog ein frommer Predigermönch die Umgegend, der sich die Aufgabe gestellt hatte, tapfere Streiter zu werben für den heiligen Krieg zur Befreiung des gelobten Landes. Allen denen, die Theil nehmen würden an dem bevorstehenden Kreuzzug, ver-

hieß er vollkommenen Ablass der Sünden. Auch Siegebart hoffte dadurch Ruhe zu finden für sein bekümmertes Herz, und beschloß, dem Heere der begeisterten Kreuzfahrer sich anzureihen. Der zum blühenden, kräftigen Jüngling herangewachsene Wilibald war gleich bereit, seinen zweiten Vater auf diesem abenteuerlichen Zuge zu begleiten, und so traten beide kampfergüßet die mühsame Reise nach Palästina an. Des Ritters Stimmung war nach und nach heiterer geworden, wozu die Umgebung seines jugendlichen munteren Gefährten nicht wenig beitrug. In Syrien lieferte die Heeresabtheilung, bei welcher Siegebart und Wilibald sich befanden, eine Schlacht und erstürmte eine Stadt, in der viele Christen wohnten. Von diesen wurden die siegreichen Kreuzfahrer als Freunde empfangen und behandelt. Leider aber fanden da lustige Gelage statt, eines nach dem andern, bei denen die Mäßigkeit keineswegs vorherrschte.

So waren eines Tages die Kreuzfahrer vom allzu reichlich genossenen Wein gänzlich betäubt und besinnungslos, als die wilden Sarozenen plötzlich die unbewachte Stadt überfielen, alle Kreuzfahrer, die noch Widerstand zu leisten versuchten, niedermekelten, die übrigen aber als Sklaven davon führten.

Mit banger Ahnung hatte Wilibald die Fortschritte der Trunkenheit auch bei Ritter Siegebart wahrgenommen. Als die Muselmänner wüthend auf sie einströmten, hatte er sich heldenmüthig vertheidigt, um seinem geliebten Wohlthäter das Leben zu schützen, bis er selbst schwer verwundet und bewußtlos niedersank. Als er wieder zur Besinnung gekommen, blickte er auf den unter ihm liegenden Leichnam. Es war Siegebart! Wilibald stieß einen herzerschütternden Schmerzensschrei aus und seine Augen umnachteten sich abermals. Doch die Lebenskraft des jungen Mannes siegte über den Blutverlust und den tiefergreifenden Herzensjammer. Als seine Bewußtlosigkeit gewichen war, da sah er mit Staunen, daß er auf weichen Polstern gebettet lag, und neben ihm kauerte ein Sarazene und verband ihm eben seine blutigen Wunden. Durch Zeichen gab ihm dieser zu verstehen, daß er nichts zu befürchten habe, sich aber recht ruhig verhalten solle.

Der arme Wilibald war also der Sklave eines Muselmannes geworden. Gleich nach seiner Genesung galt es, für seinen neuen Herrn zu arbeiten. Dieser besaß einen großen Garten, und als er merkte, daß der junge Christ mit den Feldgeräthen zu hantiren und die Pferde zu besorgen

verstand, hatte er große Freude darüber, wodurch das Loos des Gefangenen ziemlich erträglich wurde.

Nachdem Wilibald sich leidlich in seine neuen Verhältnisse hineingelebt hatte, kehrte auch sein Jugendmuth und sein heiterer Sinn wieder zurück. Oft ertönten Lieder während der Arbeit. Ganz unverhofft war ihm eine Zither, die seinem Gebieter gehörte, in die Hände gekommen; mit Meisterhand griff er in die Saiten und spielte so lieblich und schön, daß die Hausbewohner davon wie bezaubert wurden und er ein gut Theil in ihrer Achtung stieg, was für seine Lage sehr vortheilhaft war.

Mit seinem leichten Verständniß fiel's ihm nicht schwer, die türkische Sprache bald so weit zu erlernen, daß sein Herr sich mit ihm unterhalten konnte, in dessen Wohlwollen er immer mehr stieg und der ihm Freude zu machen suchte auf allerlei Weise.

Einst brachte er ihm, während seiner Arbeit im Garten, einen mit feurigem syrischem Weine gefüllten Schlauch. „Da, Christensohn,“ sagte er freundlich, „erlabe und erquick dich mit diesem Getränke, das der große Prophet Mohammed allen Gläubigen streng verboten hat.“

„Herzlichen Dank, Herr,“ entgegnete Wilibald, „allein ich muß deine Gabe ablehnen, denn ich trinke keinen Wein.“

„Ho ho! warum nicht gar!“ verwunderte sich der Gebieter; willst du am Ende noch ein Türke werden?“

„Nicht doch, o nein! Gott bewahre!“ erwiderte sich Wilibald. „Dem Glauben meiner Väter werde ich nun und nimmermehr abtrünnig! Aber ich mag keinen Tropfen mehr von einem Getränke genießen, dem ich den Tod meines Vaters und meines ritterlichen Herrn zuschreiben muß. Hätte dieser, sammt seinem Busenfreund, nicht im Weine sich berauscht, und dadurch die Besinnung verloren, so wäre keine Feindschaft und keine Fehde zwischen ihnen entstanden, sammt den traurigen Folgen. Und hätten sich lehthin die christlichen Kriegsmänner, als wahrhaftige Kreuzfahrer, des unseligen Getränks enthalten, so würden deine Glaubensgenossen die Stadt nicht wieder in ihre Gewalt bekommen und meinen unvergeßlichen edeln Gebieter niedermekelt haben!“

„Mag sein, mag sein!“ meinte der Muselmann, „aber so stand's geschrieben. Da ist nicht drüber weg zu springen!“ —

Einige Zeit nach diesem Vorfall hatte sich eine Gesellschaft vornehmer Muselmänner bei Wilibald

bald's Herrn versammelt, welcher ihn aufforderte, seine Gäste mit Musik und Gesang zu erfreuen. Inherzlichen, rührenden und ergreifenden Tönen sang der junge Sklave ein von ihm selbst verfaßtes deutsches Lied, in welchem sich die heiße Sehnsucht nach der Heimath in glühenden Worten ausdrückte. Mehrere der Anwesenden äußerten den Wunsch, den Sinn des so anziehenden Liedes in arabischer Sprache kennen zu lernen, und der freundliche Sänger willfahrte bereitwillig, aber auch mit dem glänzendsten Erfolg, der für ihn höchst schmeichelhaften Bitte. Alle zollten ihm ihre Bewunderung, und sein Gebieter fühlte sich so sehr gerührt und bewegt von dieser heißen Sehnsucht nach dem heimischen Herde, daß er die tröstlichen Worte sprach: „Lieber Bilibald, steht es geschrieben, daß du dein Vaterland wiedersehen sollst, so will ich dir nach besten Kräften behülflich sein. Von heut an bist du mein Sklave nicht mehr, sondern ein freier Mann! Du kannst deinen Bündel schnüren und fortziehen, sobald es dir gefällt.“

Kaum traute Bilibald seinen Ohren bei dieser frohen, unverhofften Nachricht, und ungestüm drückte er den Kuß der Dankbarkeit auf des edeln Mannes dargebotene Hand. —

Damit unsere Erzählung sich nicht allzusehr in die Länge ziehe, was dem geneigten Leser nicht behagen möchte, so überspringen wir die Vorkehrungen zur Abreise, den Abschied vom ehemaligen Herrn und Gebieter, die lange, gefahrvolle Reise in's Abendland und alles das, was schon im Kalender für 1871 ausführlich berichtet wurde. Die ihm jetzt noch theurer gewordene Zither, welche der Türke zum Andenken ihm mitgegeben, war sein erheiternder Begleiter.

Nach fünfjähriger Abwesenheit kehrte Bilibald glücklich und wohlbehalten in seine Heimath zurück. Die gute Gräfin Blandina war noch am Leben und empfing wie eine liebende Mutter den bescheidenen und doch so kenntnisreichen und erfahrenen jungen Mann. Sie bat ihn, als treuer und umsichtiger Verwalter ihrer ausgedehnten Güter, Wohnung in ihrem Schlosse zu nehmen. Auch der fromme, greise Abt von Sanct-Paul lebte noch, und war hocheifrig, des Klosters ehemaligen Liebling wiederzusehen.

#### Der Nikolausmarkt.

In einem engen Dachstübchen der Stadt Düsseldorf, drunten in Rheinpreußen, saß ein siebenjähriges Knäblein auf einem dreifüßigen Sch-

mel ohne Lehne in einander gekauert. Das Kind fror und schnatterte mit den Zähnen, denn es war bitterkalt; draußen fiel der Schnee in dichten Flocken und die Scheiben des einzigen Fensters bedeckten sich mit Eisblumen. In der Ecke des Stübchens stand zwar ein kleiner Ofen, aber es fehlte an Holz zum Heizen. Er war kalt wie die Eisblumen, deren sonderbare Blätter- und Zweigegealtung von der eben die Wolken durchbrechenden Sonne mit feurig strahlenden Farben durchglüht wurde. Georg, so hieß der Kleine, stand endlich vom Schemel auf, rieb sich die Hände, hauchte den warmen Athem hinein und suchte sie durch heftiges Schlagen gegen seine Seiten zu erwärmen. Solches aber wollte nur wenig helfen. Da kam er auf den Gedanken, im Stübchen auf- und abzurennen, um etwas Wärme zu bekommen. Er that's, und fühlte bald die angenehme Wirkung dieses Hin- und Herreitens in den Füßen. Doch plötzlich bedachte er jetzt, daß von dem Laufen die leider schon so stark zerrissenen Schuhe noch mehr verderben würden, und die Mutter doch kein Geld hätte, um neue zu kaufen. Darum zog er sie schnell aus und lief auf den Strümpfen umher. Da besann er sich plötzlich wieder, daß unter dem Stübchen ein kranker Tagelöhner wohne, dem das Poltern über dem Kopfe höchst störend sein würde.

Er setzte sich daher wieder auf seinen Schemel und dachte an den heiligen Nikolaus, der, wie man erzählt, in der heutigen Nacht ja mit seinem Schimmel durch die Welt reitet, um alle braven und gehorsamen Kinder zu beschenken. Es mußten wohl herrliche und lustige Bilder sein, die in seinem Herzen aufstiegen, denn seine klaren Augen blitzten wie Sonnenstrahlen, und bisweilen lächelte er so seelenvergnügt, daß, wer ihn heimlich betrachtet hätte, ganz unwillkürlich mit ihm würde gelächelt haben.

Doch die Kälte wurde indessen immer empfindlicher, und der arme Georg schnatterte zuletzt so stark mit den Zähnen, daß er ein Zittern und Frösteln am ganzen Körper verspürte. Noch immer kam die Mutter nicht zurück. Wo mochte sie wohl heute Abend so lange bleiben?

Trübe Gedanken stiegen in Georgs Herzen auf; die Einsamkeit da oben unter dem Dache dünkte ihm fast unerträglich, und tief betrübt und wehmüthig malte er sich aus, wie heute alle Kinder bei ihrer Mutter um den warmen Ofen saßen, Thee oder Kaffee tranken und sich vom heiligen Nikolaus erzählen ließen. „Ach,“